19. Oktober 1935 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 241

In freier Stunde

Die Frau vom Heidbrinkhof

Roman von Marie Schmidtsberg

(16 Fortsetzung) Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

Am Morgen des ersten Ostertages kam Fritz Meinhart auf den Heidbrinkhof, um „anzusagen", daß ihm in der Nacht ein kleines Töchterchen geboren sei. Hanns lag noch im Bette und balgte sich mit dem Kleinen herum. Er nahm die Nachricht ziemlich gleichgültig auf. Margret dagegen freute sich herzlich mit dem Bruder und versprach, am Nachmittag auf einen Sprung herüberzukommen. Sie erkundigte sich nach dem Befinden der Schwägerin und fragte dann lächelnd:

„Was sagt Mutter denn? Sie hat es wohl furchtbar eilig?"

Fritz mußte lachen.

„Das kannst du dir denken; du kennst sie ja. Sie kommt überhaupt nicht zurecht. Vielleicht hilfst du ihr nachher ein bißchen, wenn du kommst."

Margret versprach es.

Hanns hatte am Nachmittage keine Lust, mitzugehen. Er wolle lieber noch acht Tage warten und heute bei dem Kinde bleiben, sagte er. So ging Margret denn allein.

Sie fand die Schwägerin zwar noch ein wenig schwach, aber sonst ganz wohl. Der Vater und Fritz standen mit glücklichen Gesichtern an der Wiege des friedlich schlafenden kleinen Mädchens. Die Mutter hatte dafür natürlich keine Zeit. Es gab ja so furchtbar viel zu tun! Sie hastete von der Kammer in die Stube und von der Stube auf die Diele. Sie lief und lief und brachte doch nichts Rechtes zustande. Da griff Margret zu, und in kurzer Zeit war alles wirklich Nötige getan. Ihr ganzes Wesen verbreitete einen Hauch von Ruhe und Ordnung in dem aufgestörten kleinen Haushalt. Zuletzt kochte sie Kaffee, versorgte die Schwägerin und setzte sich dann mit den Ihren an den Kaffeetisch.

Luise Meinhart jammerte gerade über die neuzeitliche Säuglingspflege. Warum das Kleine denn in der Wiege liegen müsse; im Bett bei der Mutter sei es doch viel wärmer. Und nachts bekomme es nichts zu trinken, habe die Hebamme gesagt. Das könne doch nicht angehen; ihre eigenen Kinder —"

Weiter kam Mutter Meinhart nicht, denn die Haustür knarrte, und gleich darauf wurde die Stubentür ungestüm aufgerissen.

„Annemarie!" riefen alle zugleich, und Frau Luise sprang schon auf und zog ihren Liebling in die Stube.

„Das ist aber eine nette Ueberraschung!" rief sie lebhaft. „Gelegener hättest du gar nicht kommen können. Denk nur, wir haben vorige Nacht ein kleines Mädchen bekommen!"

Annemarie warf ihren kleinen Koffer achtlos auf den nächsten Stuhl. Ihre Augen flackerten, und auf ihren Wangen brannten rote Flecke. Den Anwesenden fiel das jetzt auch auf.

„So?" sagte sie mit spröder Stimme. „Dann man zu. Meinetwegen schafft euch so viel Gören an wie ihr wollt."

„Aber Annemarie! Was ist das für eine Antwort?" verwies Margret sie empört.

Das Mädchen wandte sich mit einem Ruck nach ihr um.

„Ach. du bist auch da?" höhnte sie. „Das trifft sich ja gut. Dann kannst du es auch gleich erfahren, daß die verlorene Tochter heimgekehrt ist."

„Heimgekehrt?" Das sonderbare Wesen des Mädchens begann Margret ernstlich zu beunruhigen. „Was soll das heißen? Hast du deine Stellung verlassen?"

„Jawohl. Ich bin wieder da. Und nu legt mal los! Nun könnte ihr ja auftrumpfen! Ihr habt es immer ja schon gesagt, nicht wahr —?" Ein lautes, hohnvolles Lachen kam von des Mädchens Lippen.

„Annemarie!" jammerte Frau Luise. „Was ist denn passiert?"

„Allerhand ist passiert, teuerste Mama, wovon ihr in eurer Harmlosigkeit keine Ahnung habt!"

Da stand Dietrich Meinhart mit einem Schritt neben seiner Tochter und schüttelte ihren Arm.

„Mädchen!" stieß er hervor. „Ich will nicht hoffen, daß du dir etwas hast zuschulden kommen lassen gegenüber deiner Dienstherrin —"

„Meine Dienstherrin! Haha! Eine nette Dienstherrin!" Wieder dieses laute, schneidende Lachen.

Die Adern an Dietrich Meinharts Stirn schwollen. Seine Stimme wurde drohend. „Nun aber heraus mit der Sprache! Ich will Klarheit haben; aus deinen Andeutungen wird man nicht klug."

Annemarie schleuderte ihren Hut vom Kopfe und warf auch den Mantel auf einen Stuhl. Das Flackern in ihren Blicken hatte sich verstärkt, ihr Atem flog.

„Meinetwegen kannst du alles hören, wenn du durchaus willst!" schrie sie ihrem Vater ins Gesicht. „Also meine sogenannte Dienstherrin war die Tante meines Geliebten, eine alte kinderlose Witwe, die in ihren Neffen vernarrt ist und mich ihm zu Liebe in ihr Haus genommen hat. Dieser Neffe war auch die Freundin, die mir die Stellung besorgte; er war es, mit dem ich die Abende verbrachte; er war es, der mir alle die kostbaren Geschenke machte! Und wenn ihr seinen Namen wissen wollt, so könnt ihr ihn auch

hören: er heißt Kurt Boomblatt. Auf seine Veranlassung bin ich damals nach Hannover gegangen. Er hat mir Andeutungen gemacht, daß er mich heiraten wolle, und nun — und nun" — ihre Stimme überschlug sich fast — „will er sich mit seiner Kusine verloben, mit der reichen Anita Krause. Man wollte es mir noch verheimlichen, aber ich habe es doch erfahren. Ich habe ihm seine Versprechungen vorgehalten, aber da hat er mich ausgelacht! Kleine Mädchen wie mich liebt man wohl, aber man heiratet sie nicht — hat er gesagt — ich hätte das doch nicht im Ernst glauben können! Und er hat mir Geld geboten — Geld!"

Sie ballte die Hände zu Fäusten. „Ich habe es ihm aus der Hand geschlagen und ihm gedroht, seinem Vater und seiner Braut alles zu sagen. Da hat er wieder gelacht. Ich solle es doch tun, die beiden würden sich über dergleichen kleine Dummheiten nicht weiter aufregen. Sie haben mich im Zimmer eingeschlossen, einen halben Tag und die nächste Nacht, und mir am Morgen gesagt, es sei wohl für mich das Richtigste — abzureisen — haha —!"

Sie lachte wieder so unnatürlich laut und schrill und sah sich mit wirren Blicken im Kreise um.

Die Anwesenden starrten das Mädchen entsetzt an. Sie konnten nicht fassen, was sie da gehört hatten. Dietrich Meinharts Gesicht war dunkelrot.

„Du willst meine Tochter sein? Pfui!" Er spuckte vor ihr aus. „Du bist ja eine —"

„Vater!" warnte Margret aus einer unbestimmten Angst heraus. Bei allem Entsetzen war doch etwas wie Mitleid mit dem furchtbar erregten Mädchen in ihr.

Annemaries Gesicht war verzerrt.

„Sag's schon!" schrie sie wild. „Was liegt noch daran! Es ist ja alles aus — alles aus —"

Ihre Stimme brach jäh ab; die letzten Worte klangen nur noch wie ein Wimmern. Haltlos sank sie auf dem nächsten Stuhl zusammen.

„Annemarie!" rief Margret tödlich erschrocken und ergriff die Hände der Schwester. Sie fühlten sich heiß und feucht an. „Mein Gott, sie ist krank! Sie fiebert ja!"

Annemaries Hände zuckten zurück, und da sah Margret, daß sie am linken Unterarm eine stark geschwollene, blaurot angelaufene Wunde hatte.

„Was ist denn das? Was hast du da für eine Wunde?" fragte sie entsetzt.

Aber der Auftritt vorhin, ihre wilde Erregung schienen Annemaries Kräfte aufgezehrt zu haben. Ihre Augen blickten erloschen; das Feuer darin war plötzlich ausgebrannt. Sie gab keine Antwort, nur durch ihren Körper rann ein Zittern.

„So antworte doch, Annemarie!" beschwor Margret sie und rüttelte ihre Schulter. „Was ist das? Ein Biß? Fast sieht es so aus."

Da nickte die Unselige.

„Ja," sagte sie apathisch. „Als sie mich ins Zimmer drängen wollten und ich mich wehrte, da sprang der Köter zu."

„Der Hund der Frau Heinburg? Also ein Hundebiß! Und wann war das?"

„Vorgestern." kam es fast unhörbar zurück.

„Vorgestern schon! Und wo warst du gestern? Antworte, Annemarie! Ich muß es wissen," drängte Margret, während eine heiße Angst ihr fast den Atem nahm.

Aber erst nach mehrmaligem Fragen gelang es ihr, das Geschehene Stück für Stück aus dem Mädchen herauszuholen. Annemarie war am Morgen des vorigen Tages von Hannover abgefahren und dann eine Station vor Finkenstedt ausgestiegen, weil sie sich schämte und bekannte Gesichter scheute. Sie war planlos durch Heide und Gebüsch geirrt und hatte die Nacht in einem Strohschuppen verbracht. Sie war halb irr vor Scham und Schmerz und fürchtete sich vor dem Wege nach Hause. Aber endlich mußte sie ihn doch antreten.

„Wärest du doch gleich gekommen. Nun müssen wir sofort den Arzt holen, die Wunde sieht nicht gut aus. Tut sie sehr weh?"

Die Güte in Margrets Blick und Stimme brachte die Unglückselige um alle Fassung.

„Ein wenig, aber lange nicht so sehr wie das da drinnen," stieß sie hervor, die Hand auf die Brust gepreßt, und brach in haltloses Schluchzen aus.

Margret gab über ihren Kopf hinweg Fritz ein Zeichen. Er verstand sofort und ging hinaus, um in größter Eile zum Arzt zu fahren. Die Mutter saß mit entsetzensweiten Augen und verkrampftem Munde auf einem Stuhle, und der Vater stand starr und steif daneben.

„Komm, Annemarie, ich bringe dich zu Bett," sagte Margret mit beherrschter Stimme, „und dann kommt gleich der Arzt. Wir müssen doch sehen, daß du schnell wieder gesund wirst."

Zwanzig Minuten später hielt das Auto des Arztes vor der Tür. Fritz hatte ihn schon von allem Nötigen unterrichtet, so daß er ohne viel Fragen seines Amtes waltete. Margret stand bei der Untersuchung neben ihm und sah in sein ernstes, verschlossenes Gesicht, das nicht gerade geeignet war, ihre Angst zu zerstreuen, die wie ein dumpfer Druck auf ihrer Brust lag.

Und ihre Ahnung trog nicht. Als der Arzt mit ihr ins Wohnzimmer trat, sagte er kurz und ernst:

„Blutvergiftung. Sie muß ins Krankenhaus. Ich nehme sie sogleich im Auto mit."

„Ist — ist Gefahr vorhanden?" fragte Margret stockend.

Ein sekundenlanges Zögern, ein prüfender Blick in ihr Gesicht, dann kam die Antwort.

„Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, Frau Heidbrink, es sieht schlimm aus. Wir werden natürlich das Menschenmöglichste tun, aber bereiten Sie auf alle Fälle ihre Eltern schonend vor. Und dann wäre es gut, wenn jemand über Nacht bei der Kranken bleiben könnte."

Margrets Hände fuhren an die Schläfen, sekundenlang drehte sich das Zimmer vor ihren Augen, aber dann riß sie sich gewaltsam zusammen. Ihre Ruhe und Tatkraft kehrten zurück.

Sie ging zu ihren Eltern, die am Bett der jungen Mutter saßen und unterrichtete sie schonend. Dann suchte sie Wäsche und alles Nötige für Annemarie zusammen und erklärte sich bereit, die Nachtwache zu übernehmen.

Als Annemarie, die völlig teilnahmslos war, im Auto saß, trat Margret zu ihrem Vater.

„Geh hinaus zu ihr, Vater, gib ihr noch einmal die Hand." bat sie dringend und fügte leise hinzu: „Wer weiß, was geschehen kann, vielleicht würde es dir später leid tun."

Da ging er wirklich.

Margret begab sich in größter Eile nach Hause, um Hanns von dem Geschehenen zu unterrichten und ihm zu sagen, daß sie die Nachtwache übernehmen wollte.

Hanns war nicht daheim, als sie anlangte, aber er kam gleich darauf zurück und wunderte sich, Margret in solcher Erregung zu finden. Mit fliegendem Atem erzählte sie das Vorgefallene.

Hanns pfiff mehrmals durch die Zähne und nickte verständnisinnig. Als sie sich aber empört über das Verhalten Boomblatts aussprach, machte er eine wegwerfende Handbewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Die Göttin der Barmherzigkeit

Von Ralph Urban

Als Gäste saßen wir nach Tisch beim Mokka. Einige von uns Herren hielten in einer gemütlichen Ecke Frau Rütten beschlagnahmt, die nach langjährigem Aufenthalt in Japan nun wieder einmal in Europa weilte.

„Gestatten Sie die Frage," wandte sich der Gastgeber an die Frau, „stammt dieses merkwürdige Amulett auch aus dem Land der Träume?" Er meinte damit den Anhänger, den die Dame an einem dünnen Goldkettchen um den Hals trug und der den edlen Kopf eines japanischen Mädchens darstellte.

„Das ist Kwan-on, die Göttin der Barmherzigkeit," erklärte Frau Rütten. „Dieser Talisman, von dem ich mich nie trenne, bewahrte mich einmal davor, von Mörderhand zu sterben."

„Huch? Wie schrecklich!" scherzte ein alter Professor. „Das müssen Sie uns erzählen, verehrte Freundin!"

Unsere Neugierde war aufgestachelt. Frau Rütten mußte mit ihrer Geschichte heraus. Also begann sie:

„Bald, nachdem wir geheiratet hatten, wurde mein Mann als ständiger Vertreter seiner Firma nach Japan entsandt. Als wir in Tokio ankamen, stiegen wir zuerst in einem europäischen Hotel ab. Während mein Mann in den ersten Wochen geschäftlich überanstrengt war, oblag es mir, ein Heim zu finden und den Haushalt einzurichten. Eine Dame der deutschen Kolonie, die schon lange in Japans Hauptstadt weilte, nahm sich meiner an und ging mir mit ihren Erfahrungen an die Hand. So mietete ich im Viertel der blühenden Gärten, wo die meisten Europäer wohnten, eines jener Häuschen mit papierenen und auseinanderschiebbaren Wänden, stellte mich auf japanisch um, richtete mich ein, so gut es ging und nahm die entsprechende Dienerschaft auf, ohne die man nicht gesellschaftsfähig ist.

„Und was mache ich, wenn einmal ein Dieb kommt?" fragte ich die neugewonnene Freundin, weil mir gerade einfiel, daß es im ganzen Haus kein einziges Schloß gab.

„Wenn ein Dieb kommt, dann kommt er in der Nacht," tröstete mich die Dame. „Und ist er da, dann machen Sie folgendes: die Augen zu und fest schlafend stellen. In diesem Falle tut er ihnen nichts, nimmt nur, was er braucht und verschwindet so unhörbar, wie er erschien. Wehe aber, wenn er bemerkt, daß er gesehen wird, es bedeutet den sicheren Tod für das Opfer. Machen Sie es ferner, wie wir alle es machen: lassen Sie in der Nacht stets etwas einfachen Schmuck und Geld herumliegn, da ein wenig, dort ein wenig. Kommt der Dieb, dann gibt er sich damit zufrieden und verschwindet um so schneller, wenn er nicht lange zu suchen braucht."

Beruhigend waren diese Ratschläge gerade nicht, aber ich tat, wie mir geheißen ward. Allmählich lebte ich mich in die Verhältnisse in diesem merkwürdigen Lande ein. Ich mochte etwa drei Monate im Land gewesen sein, als ich mich eines Tages von einem der Kuruma-Läufer in seinem zweirädrigen Wägelchen durch die japanische Altstadt ziehen ließ. Es ist zauberhaft, so in einer Rikscha durch eines der japanischen Gäßchen zu fahren, die heute noch so aussehen, wie sie vor tausend Jahren ausgesehen haben. Wie ein bunter exotischer Traum wirken die kleinen, ewig lächelnden Leute in ihren blauen Gewändern, die Miniaturhäuschen mit ihrem bunten Schmuck von unzähligen Fahnen und Papierschirmen.

Als der Rikscha-Läufer mit mir gerade um eine Ecke bog, warf er sich plötzlich zurück, denn etwas versperrte uns den Weg. Ich brauchte wohl ein paar Sekunden, ehe ich erfaßt hatte, was es eigentlich war. Dann erst wurde mir klar, was vorging. Ein auffallend großer und gutgekleideter Japaner hielt zwischen dem Ellbogen und der Hüfte den Kopf eines seiner Landsleute eingeklemmt und stieß damit kräftig gegen einen Pfosten, daß es nur so dröhnte. Dann zerrte er den Hilflosen einige Schritte zurück, nahm Anlauf und rannte den Schädel seines Opfers neuerdings gegen das Holz. Ein Streifen von Blut zeichnete den Weg, aber kein Schmerzensruf wurde laut. Als ich begriffen hatte, um was es sich handelte, sprang ich von der Rikscha und schlug dem Rohling meinen Sonnenschirm um die Ohren. Kaum sah dieser, wer ihn angriff, malte sich für einen Augenblick Bestürzung auf seinem Gesicht, und er ließ sein Opfer los. Dann aber verneigte er sich lächelnd, drehte sich um und ging. Der andere stand benommen und wischte sich das Blut vom Gesicht, aber er lächelte das ewige Lächeln des Japaners. Dem mißhandelten Mann sah man die Armut an, und er tat mir schrecklich leid. Da ich nichts anderes für ihn machen konnte, griff ich impulsiv in mein Täschchen und reichte ihm eine große Banknote. Erstaunt sah mich der Mann an und nahm nur zögernd den Geldschein. Als ich wieder auf die Rikscha steigen wollte, kam er rasch auf mich zu, sagte einige Worte, die ich nicht verstand, und drückte mir etwas in die Hand."

„Es war bestimmt Kwan-on, die Göttin der Barmherzigkeit," meinte der boshafte Professor, da sich die Erzählerin gerade mit einem eben servierten Likör stärkte.

„Erraten," sagte Frau Rütten und nahm den Faden wieder auf.

„So kam ich also zu meinem Talismgn. Abergläubisch, wie wir Frauen nun einmal sind, hängte ich ihn mir um den Hals und trennte mich nicht mehr davon. Mein Mann schimpfte natürlich, weil er meinte, für das Geld, das mich dieser Quatsch eigentlich gekostet hatte, bekäme ich von jedem Händler zumindest hundert solcher japanischer Madonnen.

Ein Jahr verging, ein zweites, dann kam eines Tages der Storch und brachte uns ein Baby. Wie für jede Mutter, so gab es nun auch für mich viel Pflichten und Sorgen, und gerade in den ersten Monaten ging ich des Abends nicht mehr in Gesellschaften. War irgendein Pflichtbesuch, dann schickte ich meinen Mann allein. Und so kam es zu dem Erlebnis in jener schrecklichen Nacht. Mein Mann hatte einer Einladung folgen müssen. Unser Junge schlief bereits in seiner Wiege, die einige Schritte von meinem Bett entfernt stand. Bevor ich zur Ruhe ging, trat ich nochmals auf den Miniatur-Balkon. Rabenschwarz lag draußen die Nacht, betörend roch der blühende Kirschenhain. Für einen Augenblick schien es mir, als glitzerten unten zwei Punkte auf. Dann raschelte ein Strauch, verschlafen piepste ein Vogel im Geäst. Ich wußte nicht warum, aber ein Schauer überlief mich, und ich trat rasch in mein Zimmer zurück. Unruhe war über mich gekommen, und ich beschloß, bis zur Rückkehr meines Mannes das Licht brennen zu lassen. So ging ich zu Bett. Ich mochte etwa eine Stunde gelegen haben, ohne Schlaf zu finden, als ich plötzlich ein Geräusch vernahm. Es war nur ein ganz schwaches Geräusch, aber es genügte, daß der Schlag meines Herzens aussetzte: auf leisen Sohlen kam der Feind. Ich sah noch einen bunten Stoff, der sich bewegte, dann schloß ich die Augen. Mein Herz begann jetzt so laut zu pochen, daß es jeden anderen Laut verschlang. Und während ich fühlte, wie aus allen meinen Poren der kalte Schweiß brach, bemühte ich mich krampfhaft, ruhig zu atmen und friedlichen Schlaf vorzutäuschen. Ich vermochte nichts zu hören, und meine geschlossenen Augen sahen nichts; aber ich fühlte genau jede Bewegung des Feindes. Und jetzt wußte ich, daß er sich über mich beugte und starr auf mich herabblickte. Welch entsetzliche Qual der Todesangst! Mein sechster Sinn sagte mir, daß der unheimliche Besuch sich aufrichtete und von mir wegsah. Nun entfernte er sich, ging auf die Wiege zu, blieb dort stehen. — Mein Kind! Mein Kind! Ich riß die Augen auf. Nur für den Bruchteil einer Sekunde wollte ich es tun, um mich zu vergewissern, aber es war zu spät. Mein Blick traf sich mit dem des unerbittlichen, grausam lächelnden Mörders. Er stand tatsächlich bei der Wiege, aber nur einen Herzschlag lang. Dann schnellte er zu mir herüber, in gelber Faust blitzte der Dolch. Die Seidendecke wurde mir von der Brust gerissen die Spitze der Klinge zeigte auf mein Herz. Die gnädige Natur hatte mich bereits in Narkose versetzt, ich vermochte nicht einmal zu schreien; aber ich bin überzeugt, daß ich in meiner Starre schmerzlos gestorben wäre. Aber ich starb nicht, denn jetzt geschah das Wunder. Der Stahl des Dolches blieb auf dem Weg des Verderbens plötzlich in der Luft stecken. Das Lächeln des Feindes erlosch, sein Blick ruhte auf dem Bildnis von Kwan-on, der Göttin der Barmherzigkeit, auf meiner Brust. Pfeifend ging der Atem des Feindes, der Dolch fiel auf die Seidendecke. Der Dieb aber lächelte wieder, verneigte sich tief vor mir, drehte sich um und verschwand so leise, wie er gekommen war. Die Starre meines Körpers ging in ein Schütteln über. Ich riß mich zusammen, sprang aus dem Bett, wankte zur Wiege hinüber. Mein Kind schlief ruhig und friedlich. Mein Mann, mein Mann! Wo blieb er nur so lange? Ich blickte hinunter auf den Kiesweg, um zu sehen, ob er noch nicht käme. Eben ging groß und rot der Mond auf und überflutete den weißen Hain mit seinem magischen Licht und dort — was war das? Die Schrecken dieser Nacht wollten kein Ende nehmen. Unter einem der Kirschenbäume bewegte sich ein zuckendes Wesen, das den Erdboden nicht berührte. Ich fühlte, wie die kalte Hand des Irrsinns nach mir griff, aber Gott hatte Erbarmen. Schritte knirschten im Kies, und im Mondlicht sah ich die breiten Schultern meines Mannes auftauchen. „Dort!" schrie ich, „dort!" Und ich zeigte in der Richtung nach dem zappelnden Etwas. Dann stürzte die Scheibe des Mondes in rasender Eile auf mich zu, und ich versank in zeitloses Nichts."

„Schreckliche Geschichte," sagte einer von uns, als die Dame jetzt eine Pause machte.

„Ja," meinte Frau Rütten, „ich verdanke ihr auch die grauen Haare an meinen Schläfen. Als ich mich damals von meinem Nervenzusammenbruch soweit erholt hatte, erfuhr ich

die Zusammenhänge. Die Welt ist rund. Es war nicht die Ehrfurcht vor der japanischen Madonna, die den Dieb bewog, mir das Leben zu schenken, sondern es war seine Dankbarkeit. Es war der Dieb, den ich damals rettete, als ihm sein Peiniger den Schädel auseinanderschlagen wollte, es war der Dieb, der mir zum Dank das Bildnis der Kwan-on schenkte. Als er es in jener Nacht an meiner Brust wiedersah, erkannte er daran auch mich und schenkte mir das Leben. Er durfte mich nicht ermorden, nachdem ich ihm Gutes getan hatte, er konnte aber auch nicht die Schmach ertragen, auf seinen dunklen Wegen gesehen worden zu sein. Daher ging er in den Garten und erhängte sich mit einer Seidenschnur am nächsten Ast. Daher jenes zuckende Wesen. Durch meinen Zuruf aufmerksam gemacht, eilte mein heimkommender Mann auf den Selbstmörder zu und schnitt ihn ab. Er kam gerade noch zurecht, und der Kerl blieb am Leben. Und das ist die Geschichte von Kwan-on, der Göttin der Barmherzigkeit. Ich hoffe, Sie werden mich nun nicht mehr auslachen, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich von diesem einfachen Anhänger nicht trennen kann."

„Nein," sagte der alte Professor diesmal ganz ohne Ironie, „nein, ganz bestimmt nicht. Und was ist mit dem Dieb geschehen?"

„Ja, da liegt eben der Hund begraben," seufzte Frau Rütten. „Der Mensch ist dick und fett geworden, und zwar von unseren Kochtöpfen. Er lebt in Tokio bei uns und beaufsichtigt während meiner jetzigen Abwesenheit sogar den Haushalt. In jenem merkwürdigen Land ist man nämlich verpflichtet, einen Menschen, den man am Selbstmord hindert, sein ganzes Leben hindurch zu erhalten. Aber das eine Gute hat die Sache doch: seitdem er bei uns wohnt, kommt kein Dieb mehr ins Haus."

„Ein netter Mensch!..."

Von Otto Wilhelm Beise.

„Fein," sate Herr Schönekamp, als er nach dem Aufstehen den Vorhang am Schlafzimmerfenster zur Seite schob und sah, wie die kleine Welt seines Gartens sich zärtlich im warmen, goldenen Licht des Septembermorgens dehnte. Urlaub und Wärme und Sonnenschein — das zusammen genügte, Herrn Schönekamp in die heiterste Stimmung zu versetzen. Er beeilte sich mit dem Waschen, Rasieren und Ankleiden — diesen Tag und alle folgenden wollte er richtig ausnützen.

„Elise wird staunen," überlegte er schmunzelnd, „wenn sie beim Aufstehen erfährt, daß ich schon einen tüchtigen Spaziergang hinter mir habe."

Er bückte sich, um die Schuhbänder zur Schleife zu binden. In demselben Augenblick durchzuckte ihn ein wahnsinniger Schmerz und mit einem dumpfen Stöhnen rollte er vom Stuhl auf den Teppich.

Einige Minuten lag er so, regungslos. Sein Hirn arbeitete fieberhaft. „Das ist das Ende," dachte er, und die Vorstellung, sein Leben habe einen so jähen und unerwarteten Abschluß gefunden, erfüllte seine Seele mit ungeheurer Bitternis.

Endlich faßte er einen Entschluß. Er konnte nicht ewig hier liegen bleiben — er mußte etwas tun. Aechzend versuchte er, sich an dem Stuhl, am Tisch dann hochzuziehen. Es gelang, es gelang wirklich. Aber jede Bewegung bereitete unvorstellbare Pein.

Das Mädchen, das ihm hätte helfen können, war einholen gegangen. So schleppte sich Herr Schönekamp allein, mit Wimmern und Stöhnen, bis ins Schlafzimmer und fiel schließlich — mehr tot als lebendig — auf das Bett, das er doch eben erst heiter und zuversichtlich verlassen hatte.

Seine Frau fand ihn, als sie endlich erwachte, so, angekleidet, mühsam atmend, mit schmerzverzerrtem Gesicht, große Schweißtropfen auf der Stirn.

„Mein Gott, Willy?" entsetzte sie sich, „was ist dir nur?" Apathisch, flüsternd erzählte Herr Schönekamp sein schlimmes Abenteuer. Seine Frau holte das Doktorbuch, wälzte es mit zitternden Händen und fand nicht weniger als siebzehn Krankheiten, deren Symptome einigermaßen auf diesen Vorgang paßten, elf davon mit zu neunzig Prozent tödlichem Ausgang. Schließlich doch einigten sich beide darauf, es werde wohl Hexenschuß sein. „Hexenschuß?" suchte die Frau. Suchte lange vergeblich. Endlich fand sie einen Hinweis — „Siehe Lumbago."

Unter Lumbago stand dies und das und als Wichtigstes: „Die Hinzuziehung eines Arztes erscheint unbedingt erforderlich!"

Also wurde der Doktor antelephoniert. Der sagte seinen Besuch in einer knappen Stunde zu. Inzwischen versuchte Herr Schönekamp mit Hilfe seiner Frau, sich wieder zu entkleiden — es war eine unausstehliche Qual.

„Sollte dieser Zustand drei Tage dauern, dann hänge ich mich auf," dachte Herr Schönekamp.

Dann kam der Doktor, ließ sich erzählen, untersuchte, machte ein besorgtes Gesicht. „Ein Hexenschuß, wie er im Buche steht," sagte er. „Dieser Zustand wird mindestens vierzehn Tage anhalten, die Besserung auch dann erst sehr allmählich antreten." Herr Schönekamp machte ein Märtyrergesicht — daß er sich aufhängen wollte, hatte er vergessen.

Der Doktor verschrieb allerlei Pillen, ein Oel zum Einreiben, und manches andere. „Vor allem," sagte er beim Abschied, „Ruhe, Wärme und immer wieder Wärme. Heizkissen, Federbett und jeden Abend das Bad, das ich Ihnen hier aufgeschrieben habe, so heiß, wie Sie es nur irgend vertragen."

Herr Schönekamp nickte ergeben. Er war entschlossen, alles gewissenhaft zu befolgen. Nur gesund werden wollte er.

Am zweiten oder dritten Tag kamen die ersten Krankenbesuche. Alle bedauerten ihn geziemend — aber niemand wußte etwas zum Trost, zur Erheiterung anzugeben. Tante Jukunde erzählte, ihr verstorbener Mann — Gott hab' ihn selig! — habe öfter an Hexenschuß gelitten, und ihm habe ein Tee aus Lindenblüten und Bärlappsamen immer außerordentlich gut getan. Schönekamp trank den Tee. Der Kollege Dürbaum meinte: „Hexenschuß kenne ich! Ich habe immer ein amerikanisches Zugpflaster auf den Rücken geklebt, das half fast sofort." Schönekamp ließ das Pflaster holen, beklebte sich ausgiebig damit, es half leider nicht sofort. Dann kam sein Freund Hausmann, um mit ihm eine Partie Schach zu spielen. „Bei mir — ich hatte es vor drei Jahren," sagte er, „hat es sechs Wochen gedauert. Schließlich half mir ein ordentlich steifer Grog."

Herr Schönekamp kehrte reumütig zu den ärztlichen Vorschriften zurück. Und wirklich konnte er nach vierzehn Tagen erste schüchterne Gehversuche, nach weiteren acht Tagen bereits einen längeren Spaziergang machen.

Aber er war noch sehr steif und lahmte — jeder, den er traf, fragte ihn besorgt: „Um Gottes willen, was ist Ihnen nur?"

Herr Schönekamp erzählte breit und ausführlich. Es tat ihm wohl, er kam sich interessant und wichtig vor. Aber der eine sagte: „Seien Sie froh — ich hatte mal Hexenschuß, acht Wochen lang, da habe ich Tag und Nacht geschrien vor Schmerzen, und man mußte mich mit dem Laken herausheben, um das Bett zu machen." Und ein zweiter meinte: „Erinnern Sie sich an meinen Vater? Der ging zwei Jahre lang auf Krücken, bis ihn schließlich der Tod erlöste."

Herr Schönekamp schüttelte sich vor Entsetzen. Und konnte es fast nicht begreifen, daß es ihm schon so passabel ging.

Immerhin hatte er ein Gesprächsthema. Einmal besuchte ihn ein Herr, Wesendonk hieß er, in geschäftlichen Angelegenheiten. Er blieb zum Tee, sprach unterhaltsam über viele Dinge. Herr Schönekamp erzählte von seiner Krankheit. „Hexenschuß?", staunte der andere. „Kenne ich nicht, nie gehabt."

„Ein netter Mensch," sagte Frau Schönekamp, als er fort war.

„Ganz nett," gab ihr Mann zu. „Aber völlig unglaubwürdig. Schwindelt sicher gern. Will noch nie Hexenschuß gehabt, sogar noch nie etwas davon gehört haben. Lächerlich! ..."